

Da wohl in den meisten derartigen Fällen mit allem Grunde angenommen werden kann, daß die früher gegebene Einwilligung des Bischofs, des Pfarrers und des Vorstehers des betreffenden Ortes fortdauert, so genügt es in Zukunft, daß die neuen Kreuze (mit oder ohne Gemälde) von einem dazu bevollmächtigten Priester geweiht werden nach der hiefür von dem Rituale vorgeschriebenen Formel, welche einen Theil des ganzen Errichtungsritus ausmacht. Was in diesem Ritus der Segnung der (Gemälde und) Kreuze vorausgeht und was nachfolgt, kann also dann wegleiben. Will man aber auch den ganzen Ritus wie bei der ersten Einweihung wiederholen, so steht die neueste Entscheidung dem nicht im Wege; die Hauptsache ist — und darin liegt die erwähnte große Vergünstigung — daß die bereits früher bei der Errichtung des Kreuzweges eingeholten Schriftstücke nicht neuerdings zu beschaffen sind, sondern daß sie ihre Geltung behalten für alle Fälle, wo am gleichen Orte alle oder die meisten Kreuze (mit oder ohne Gemälde) erneuert werden müssen. Rathsam mag es indes auch in solchen Fällen (um späteren Zweifeln vorzubeugen) sein, daß ein kurzes Protokoll über die stattgehabte Weihe der neuen Stationen oder Kreuze den früheren Schriftstücken beigelegt werde, zumal wenn die erneuerte Einweihung nicht öffentlich vorgenommen worden ist.

Infolge dieser neuen Entscheidung sind die bisher gültig gewesenen „Regeln für etwaige Aenderungen bei schon errichteten Kreuzwegen“ (s. „Die Abflüsse“ 11. Aufl. S. 277, 10. Aufl. S. 254, namentlich Nr. 2 u. 3) entsprechend zu ändern.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. Mathias Hiptmair in Linz.

1. Leo XIII. und der Cardinal von Mailand. — Man muß rührig sein. — Katholisch oder demokratisch. — 2. Neue Wohlthätigkeitschöpfungen in Frankreich. — 3. Wie steht es mit der Union in England? — 4. Principienfestigkeit in der Duellfrage, in der Civilehe und Agendenfrage. — 5. Der deutsche Kaiser und die Christlich-Sozialen.

1. Vor nicht gar vielen Monaten erschien im Vatican eine Deputation des eucharistischen Congresses zu Mailand und erbat sich beim heiligen Vater eine Audienz. Leo XIII. empfing die Abgeordneten mit besonders väterlicher Liebe und sprach unter anderem folgendes: „Ihr seid also Mailänder. Was gibt es denn in Mailand Neues? Ist Cardinal Ferrari immer noch so thätig?“ Und da auf die Frage ein lautes Ja erfolgte, fuhr der heilige Vater fort: „Ich habe viel darüber nachgedacht und es lag mir sehr am Herzen, nach Mailand einen Oberhirten zu senden, der gerade die Energie, das Leben und überhaupt den wahren Geist des heiligen Karl B. hat. Da heute unter uns die Secten herrschen, müssen wir wachsam sein; da heute die Freimaurerei das Staatsruder in Italien führt und die Gezehe diesen Geist ausathmen, müssen wir für die Rettung

Italiens, das man zu zerstören sucht, arbeiten. Da muß auch die katholische Laienwelt sich rühren und den Clerus unterstützen. Wenn anderswo, z. B. im Neapolitanischen, die Dinge nicht gut gehen, so verweise ich immer auf das Beispiel von Mailand. Seht, sage ich, wie man dort es macht. *Là si muovono*. Dort rührt man sich“.

Dies wundersame Wort gilt in höchster Potenz zunächst vom heiligen Vater selbst. Der hochbetagte, ehrwürdige Greis rührt sich, als ob ihm noch Jugendfrische und volle Manneskraft beschieden wäre. Wir denken da nicht an die täglichen Arbeiten, die man häusliche nennen könnte, Audienzen, Entgegennahme von Berichten und Referaten der Cardinäle u. dgl., wir denken dabei vielmehr an seine thätige Fürsorge, die er nach allen Seiten und für die entferntesten Kirchensprengel an den Tag legt. Er rührt sich, um die getrennten Orientalen zur Einheit zurückzuführen und zu diesem Zwecke erließ er am 19. März l. J. ein „*Motu proprio*“, um den Patriarchen, apostolischen Delegaten und Missionsobern praktische Normen zu geben, damit eine einträchtige Thätigkeit erzielt werde. Er rührt sich, indem er mit besonderer Sorgfalt seine Vertretung bei den Krönungsfeierlichkeiten des russischen Kaisers Nikolaus II. in Moskau auswählte und instruierte. Und wer möchte nicht wünschen, daß im weiten Moskowiter Reiche für die beispiellos hart behandelten Katholiken endlich einmal das Wort Toleranz zur Geltung komme? Er rührt sich, indem er an den ungarischen Episkopat zur Millenniumsfeier eine besondere Enchiklika vom 1. Mai l. J. richtete, welche einen wunderbar treuen Spiegel bildet, in dem das Magyarereich die einzig wahre Ursache seiner langen und relativ glorreichen Existenz schauen kann. Der heilige Vater will offenbar dem modernen Ungarn in zartester Weise die große Lehre geben: *Quo modo res nascitur eodem modo et conservatur*.

Aber was thut denn der Cardinal von Mailand, den der Papst rührig nennt? In Mailand und in Ober- und Mittelitalien überhaupt ist man im Sinne des heiligen Vaters thätig. Indem man den Weisungen des apostolischen Stuhles gemäß die politische Action vorläufig ruhen läßt, verlegt man sich auf die sociale Reform, auf die Schule und die Communalwahlen. Und hierin ist der Cardinal von Mailand Führer. Zu Beginn dieses Jahres erörterte er in einem Hirtenschreiben über die religiöse und bürgerliche Restauration Italiens folgende Gedanken: 1. Die Katholiken müssen thätig sein, das Elend beklagen hilft nichts; 2. Italiens Elend kommt von der Freimaurerei, welche die Kirche vernichten will; 3. wenn man nur will, überwindet man alle Schwierigkeiten; 4. die Früchte der bisherigen Thätigkeit sind schon ersichtlich; 5. in früheren Zeiten waren die Confraternitäten zweckmäßig, heute ist es das Vereinswesen; 6. indirect wird dadurch auch eine katholische Politik angebahnt. Das sind die Gesichtspunkte, nach denen in Ober- und Mittelitalien vorgegangen wird. Daß die Früchte dieser Thätigkeit schon er-

sichtlich sind, zeigte nicht bloß der Congress in Mailand, sondern zeigen auch andere. Auf dem Congress zu Portogruaro für die Provinz Venedig wurde constatirt, daß daselbst bereits 626 Pfarrvereine, 109 Sectionen für Jünglinge, 266 Raiffeisencassen, 117 Arbeitervereine, zusammen 1178 katholische Associationen bestehen. Ähnliche Resultate wiesen die Congresses zu Arezzo für Toscana und in Livorno auf. Und so rührt man sich in Genua, wo die Katholiken bei den Communalwahlen glänzend gesiegt, in Vicenza, in Turin und anderswo auf eine lobenswerte Weise. Der unsäglich schmählische Zusammenbruch des Liberalismus in Italien, der in moralischer, militärischer, politischer, finanzieller und socialer Hinsicht gebrandmarkt ist, drängt die Katholiken in der That zu rastloser Arbeit wie nicht bald einmal. Die Stunde hat schon geschlagen, wo nur mehr zwei Parteien in Frage kommen: Die katholische und die demokratische.

Das erkennen ebensogut wie die Katholiken auch die Demokraten, die deshalb mit ihnen in Fühlung zu kommen suchen. Zu diesem Zweck trat zuerst die radicale *Corrispondenza verde* in Rom an die *Unità cattolica* in Turin heran, darauf ließ sich der Universitäts-Professor Rudolf Calamandrei von Siena in einem Florentiner Blatt vernehmen und lud die Katholiken ein, den Demokraten die Hand zur Herstellung der moralischen und ökonomischen Ordnung zu reichen. Wie die Antwort der Katholiken ausfiel, kann sich jeder leicht denken. Indem die *Unità* höflich erwiderte, man möge zuerst den Anticlericalismus fahren lassen und sich mit dem Papste aussöhnen, dann wird man an die Aufrichtigkeit der Vorschläge glauben, legt die *Civiltà cattolica* in einem längeren Artikel vom 2. Mai die Grundsätze dar, nach welchen die Katholiken in diesem entscheidenden Momente und in dieser brennenden Frage unabweichlich vorgehen werden. So viel steht fest, daß das Gottesgericht in Afrika das italienische Volk bis in das innerste Mark erschüttert hat und die Wirkungen sich noch gar nicht absehn lassen, die es auf der Halbinsel noch hervorbringen wird. Aber ebenso steht auch das fest, daß die Katholiken nach den Worten des Papstes sich rühren müssen. Jetzt glüht das Eisen; sie müssen an die Schmiede.

2. Wie den Italienern so hat der heilige Vater auch den katholischen Franzosen die Wege bezeichnet, welche sie im öffentlichen Leben einschlagen sollten: sie sollten sich auf den Boden der factischen Verhältnisse, auf den Boden der Republik stellen und von da aus mit vereinter Kraft die Loge bekämpfen. Aber nicht alle hören die Stimme des Hirten. Das beklagte kürzlich Leo XIII. bei einer Audienz französischer Pilger mit den Worten: „Möchten doch wenigstens alle Katholiken als gute Kinder unsere väterlichen Weisungen annehmen und sich enger zusammenschließen im Geiste der Eintracht und Einigkeit; unglücklicherweise scheint es, als sollten die Bösen triumphieren und unter den Guten die Uneinigkeit fortdauern.“ Es ist eben, als ob

die republikanische Verfassung ebenso die Kirche schwächte, wie sie das einst als Monarchie so stolze und mächtige Reich schwächt. Wir wollen jedoch von dem großen Ganzen unser Auge abwenden und ein paar Wohlthätigkeits-Erscheinungen berühren, die uns in Paris entgegentreten.

Das eigentliche Paris ist, wie schon Hettinger im zweiten Bande „Aus Kirche und Welt“ sehr richtig bemerkt, ein ganz anderes, als dasjenige, das sich dem oberflächlichen Beobachter darbietet. Gibt es doch wohl keine Stadt der Welt, in der soviel gebetet, soviel Gutes gethan wird. In neuester Zeit sind dort wieder zwei großartige Schöpfungen entstanden. Die erste bilden zwei große Anstalten für Tuberculose. Die Verheerungen, welche diese Krankheit, besonders unter den ärmeren Classen, anrichtet, sind in der That entsetzliche. Man berechnet, daß binnen 82 Jahren, von der Schlacht bei Marengo bis zur Eroberung Tonkins, der Krieg Frankreich zwei Millionen Menschen gekostet habe. Etwa 400.000 erlagen in dieser Zeit der Cholera. Die Tuberculose soll jährlich 100.000 Menschen dahintraffen, also in der gleichen Zeit (82 Jahre) ungefähr 8,200.000! In den beiden Anstalten gelang es bis jetzt 28 Kranke von 100 zu retten. Natürlich sind diese Anstalten für ein so großes Uebel noch nicht genügend, und man trachtet dieselben zu vergrößern und zu vermehren.

Das zweite ebenso großartige Werk ist: Les Pauvres du Sacré Coeur (die Armen des göttlichen Herzens). Die Zahl der Unglücklichen ist in Paris, wie in allen Großstädten, eine enorme. Viele sind wohl selbst schuld an ihrem Elende; die Großzahl aber ist mehr oder minder entschuldbar, so diejenigen, die aus den Provinzen herbeiströmen und in Paris ihr Glück zu machen hoffen. Diese Armen haben kein Brot, keine Lagerstätte; sie leiden am Tag, aber noch mehr in der Nacht. Wie Schatten schleichen sie in den engen Gassen, den Mauern entlang dahin. Die Polizei verfolgt sie; auf keiner Bank wagen sie sich niederzulassen. Einigen gelingt es in Häusern, die gebaut werden, in Schiffen (auf der Seine), in großen Gasröhren, die auf den Straßen herumliegen, sich zu verbergen. Die Noth macht diese Unglücklichen erfinderisch. Bei den Markthallen, um ein Beispiel anzuführen, befinden sich öffentliche Anstandsorte, die auch während der Nacht offen sind. Sechs von diesen Vagabunden besetzen sechs Cabinetes, die anderen liegen in der Nähe auf Bänken. Die Polizei kommt und fragt, was sie da machen? Die Antwort lautet: wir warten, bis ein Local frei ist. Die Polizei untersucht, findet alles besetzt und — geht weiter u. s. w. Im Jahre 1891 wurde nun ein Verein gegründet, um diesem schreienden Uebelstande abzuhelpen. Schnell hat sich dieser Verein entwickelt und besitzt jetzt auf Montmartre neben der Herz Jesu-Kirche bedeutende Räumlichkeiten. Neben der Sorge für das leibliche Wohl hält natürlich gleichen Schritt die Sorge für das geistige Wohl. Jeden Donnerstag haben diese Verlassenen in der Krypta der Basilika eine Katechese.

„Es ist rührend, sagt P. Jonquet, wie Tausende von Männern jedes Standes und Alters auf die Worte des Katecheten lauschen, die Fragen und Antworten lernen. Viele werden da noch auf die Taufe, auf die Beicht, auf die Firmung, auf die erste heilige Communion vorbereitet.“ Um alle Heuchelei fernzuhalten, erhalten alle, sie mögen die Kirche besuchen oder nicht, die gleiche Unterstützung je nach ihrem Bedürfnis. Der Verein hat ein großes Kleidermagazin, seine eigene Apotheke, ein Placierungsbureau, große Säle, wo sich die Armen versammeln, lesen, schreiben, ausruhen können, ein Secretariat, das ihnen über alles Auskünfte und Rath erteilt. Zu den vorhandenen Gebäuden soll noch ein besonderes Krankenhaus und ein Zufluchtshaus kommen.

Noch ein paar Worte über die Generalversammlung der Blinden, welche Mitte Februar im Hotel Continental stattgefunden hat. Dieselbe war wohl einzig in ihrer Art. Ein Blinder, H. Guilbeau, führte den Vorsitz und las den Bericht, indem er mit den Fingern so schnell das mit erhabenen Buchstaben vor ihm liegende Papier durcheilte, als die Zunge die Worte aussprechen konnte. Im Jahre 1895 hat diese wohlthätige Anstalt 500 Blinde beschäftigt. Es ist staunenswert, was diese Unglücklichen in Künsten und Handwerken leisten. Der Verein möchte seine Anstalt vergrößern. Rührend bittet er, daß diejenigen, die sich des Augenlichtes erfreuen, wenigstens einmal im Jahre sich jener Beklagenswerten erinnern, die beständig in finsterner Nacht dahin leben.

3. Senden wir von Frankreich aus einen Blick hinüber nach England. Wie steht es da mit der Unionsfrage? Es ist gewiß, daß die Stimme des heiligen Vaters großen Eindruck gemacht hat, wenn auch eine augenblickliche Wirkung im großen Maßstabe noch nicht bemerkbar ist. „Eine Massenbefehrung, schreibt man uns, ist weder zu hoffen noch auch zu wünschen.“ Letzteres ist nur in dem Sinne zu nehmen, daß man sich keine äußerlichen, unaufrichtigen, erkünstelten Befehrungen verlangt. Wir denken, es werde auch da gelten, daß ein anderer säet und ein anderer erntet. Leo XIII. hat das Samenkorn ausgestreut: es wird schon keimen und wachsen. Eine nicht unwichtige Frage bildet zu diesem Gegenstand die Frage um die Gültigkeit der anglicanischen Weihen. In Rom hat sich damit eine specielle Commission unter dem Vorsitz des Cardinals Mazella beschäftigt, die ihre Arbeiten vollendet haben soll. Thatsächlich wurden jene Weihen wegen Unterbrechung der apostolischen Succession stets für ungültig gehalten; nur meinen Einige, entweder sei dem nicht so, oder es sei die Succession auf einem Seitenwege durch Ordination eines schismatischen Bischofs z. B. eines Janzenisten hergestellt worden. Inzwischen arbeitet mit großer Anstrengung ein gewisser Dr. Gore für eine solche Vereinigung auf der Basis eines liberalen Katholicismus!

4. Doch kehren wir zurück über den Canal und den Rhein und kommen wir nach Deutschland. Da standen und stehen theilweise noch

jetzt mehrere Fragen von großer Tragweite auf der Tagesordnung der öffentlichen Discussion, bei welcher die Principienfestigkeit, Klarheit und Consequenz der katholischen Kirche hell wie die Sonne vor den getrennten Glaubensgenossenschaften hervorleuchten und vorthellhaft davon abstechen. Wir sehen das zunächst in der Frage über das Duell.

Die Duellwuth ist epidemisch geworden und fordert Opfer über Opfer. Besonders war das in letzterer Zeit der Fall, so daß endlich doch ein allgemeines Entsetzen durch Europa gieng und der deutsche Reichstag am 20. und 21. April den einstimmigen Beschluß faßte, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, mit allen geeigneten Mitteln auf die Beseitigung dieses Uebels hinzuwirken, da gerade in Deutschland einige peinliche Fälle sich ereignet.

Leider ist dieser Beschluß der farbloseste von allen Anträgen, die eingebracht wurden und entspricht er nicht dem Antragsteller, dem katholischen Centrum; es war aber ein bestimmterer und entschiedenerer bei der geistigen Zerkahrenheit der übrigen Parteien nicht durchzubringen. Das Centrum allein hatte — wie selbst protestantische Stimmen hervorhoben — einen grundsätzlich unerschütterlichen Standpunkt, den Standpunkt der Kirche. Darnach ist und bleibt das Duell ein Attentat auf das fünfte Gottesgebot, ein Verbrechen, worauf als Strafe Excommunication und Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses gesetzt ist. „Die römisch-katholische Kirche, sagt ein protestantisches Blatt, verurtheilt den Zweikampf nicht nur schlechtweg; sie weiß . . . ihre Angehörigen auch unter feste Zucht zu nehmen, während dies der evangelischen Kirche in diesem Fall, wie in so vielen anderen, leider keineswegs gelingt. Deshalb spielen die abweichenden Anschauungen bei uns auch in diesem Punkt noch eine große Rolle. Die bestehenden Zweifel vom kirchlichen Standpunkte aus zu heben wird, wie wir fürchten müssen, nicht so bald gelingen.“ Ein solches Geständnis ist nicht deshalb so erfreulich, weil es ein schmeichelhaftes Lob für die katholische Kirche enthält, sondern weil es hoffen läßt, daß man protestantischerseits dem Grunde jener Erscheinung nachgeht und vielleicht doch so mancher zur Wahrheit gelangt. In die Verurtheilung des Duells stimmt selbst einer der modernsten ungläubigen Philosophen, Schopenhauer, ein, indem er in seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit“ mahnt, man soll dieses Fragment des Faustrechtens mit Schimpf und Schande hinauswerfen. „Ist es doch heutzutage, sagt er, nicht einmal erlaubt, Hunde oder Hähne methodisch auf einander zu heßen (wenigstens werden in England dergleichen Heden gestraft); aber Menschen werden wider Willen zum tödtlichen Kampf auf einander geheßt durch den lächerlichen Aberglauben des absurden Principes der ritterlichen Ehre und durch dessen bornierte Vertreter und Verwalter, welche ihnen die Verpflichtung auferlegen, wegen irgend einer Lumperei wie Gladiatoren mit einander zu kämpfen.“ Zur

Beseitigung des sträflichen Unfuges empfiehlt Schopenhauer ein kleines, ganz leichtes, homöopathisches Mittelchen: wer einen andern herausfordert oder sich stellt, erhält à la Chinoise am hellen Tage vor der Hauptwache zwölf Stockschläge vom Corporal, die Cartellträger und Secundanten jeder sechs. Es steht aber dahin, ob man auf den Sieg dieser Idee so bald hoffen dürfe, da man in manchen Kreisen die Berechtigung oder Nothwendigkeit dieses Miniaturkrieges ebenso für gewiß hält, wie die Berechtigung oder Nothwendigkeit eines Völkerkrieges. Specieell in Deutschland fürchtet man, da von oben herab gar kein Ton vernehmbar war. Man appellierte an den Kaiser, der Kaiser aber ist König von Preußen, der sich der Jahrhunderte erinnert, in denen das Königthum seine Schlachten mit denen schlug, denen das Duell heilig und darum schweigt im Preußenkönig auch der Kaiser. Erst müssen in der socialen Frage die Würfel fallen, dann mag auch das Duell fallen, meint man; wir aber meinen, erst muß man wirklich katholisch werden und sein, dann gibt sich alles von selbst.

Eine andere Frage, wo uns dieselbe Erscheinung mit noch grelleren Strahlen entgegentritt, bildet die Eheschließungsfrage. Die katholische Kirche lehrt: Die Ehe ist ein Sacrament. Christus hat den natürlichen Vertrag zu dieser Würde erhoben. Giltigkeit und Form fallen somit unter die Jurisdiction der Kirche; sie bestimmt, wer nach göttlichen, natürlichen und positiven Gesetzen zur giltigen Eheschließung befähigt ist und wer nicht; sie bestimmt auch die Form. Die bürgerlichen Wirkungen hingegen gehen den Staat an. Das ist ein klarer Standpunkt. Wenn wir nun nach Deutschland blicken, wo die Ehefrage neuerdings in Behandlung steht, finden wir eine noch größere Zerfahrenheit als beim Duell. Eine Partei will die kirchliche Ehe, eine andere die absolute Civilehe, eine dritte die facultative Civilehe, eine vierte die Nothcivilehe. Selbst in einer und derselben Partei, z. B. der Conservativen, ist man uneinig, indem der „Reichsbote“ gegen und die „Kreuzzeitung“ für die obligatorische Civilehe kämpft.

Wir finden bei einem Theile die ganz richtigen Behauptungen: Die Civilehe sei Gewissenszwang; sie beruhe auf dem verwerflichen Princip der Trennung des Staates von der Kirche; sei Leugnung der kirchlichen Lebenskraft; bei dem Vorbehalte der staatlichen Trennungsgründe gelte nicht mehr das Wort „bis Euch der Tod scheidet“, gelte nicht mehr das Wort der Schrift: Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen; wenn der Standesbeamte den Nupturienten erklärt, daß jetzt die Ehe geschlossen sei, dürfen diese, wofern sie christlich sind und christlich denken, das gar nicht glauben, dürfen darnach nicht handeln, und doch legen sie ihre Stimme ein für die facultative Civilehe oder für die Nothcivilehe; und doch geben sie auf die Frage: „Ist es Gewissenssache, die Ehe nicht vor dem Standesbeamten zu schließen?“ die Antwort: „Nein, das ist nicht Gewissenssache, denn

jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Wieder bei anderen finden wir die ganz richtige Einsicht: Die standesamtliche Eheschließung sei überflüssig, sei zeitraubend, sei kostspielig, eine Verzerrung der Nupturienten, und die Matrifikenführung sei gar nicht zuverlässig — und doch begehren auch diese die eine oder die andere civile Form und wäre es auch nur die Nothcivilehe. Die Luthardt'sche Kirchenzeitung tritt mit Kraft und Wärme gegen die facultative Civilehe auf, nennt diese standesamtliche Eheschließung eine Eheschließung zweiter Classe, niedriger als die kirchliche, das sittliche Gefühl verletzend, behaftet mit einer Makel in den Augen des Volkes, die nur von denen gesucht werden könne, welche der kirchlichen Trauung unwürdig sind oder keinen religiösen Sinn mehr haben; sie sei ein Unsegen und schaffe eine antichristliche Bevölkerung — und siehe da! dieselbe L. K. führt diese an und für sich ganz richtigen Argumente als schützenden Wall für die obligatorische Civilehe auf. Wo bleibt da beim Volk der Denker die Logik? Man betont endlich mit Recht, daß der Staat inconsequent handle, indem er vom Thecandidaten verlangt, er müsse aus dem Munde des Standesbeamten vernehmen, daß seine Ehe jetzt giltig geschlossen sei, von welcher Erklärung die Giltigkeit abhängt — weder der Neugeborene meldet seine Geburt noch der Verstorbene seinen Tod an — während er doch zugebe, daß die Eheschließung ein persönliches Recht sei: consensus facit nuptias. Und doch stehen die, welche diese Inconsequenz des Staates hervorheben, für die facultative Civilehe ein und meinen, es soll die Trauung — je nachdem die Brautleute es begehren — wieder wie vordem der die Rechtsgiltigkeit der Ehe begründende Act werden und die Ehe giltig sein, wenn die Brautleute im Namen Gottes zusammengesprochen sind. Woher nun die ganze Zerfahrenheit? Doch wohl nur daher, weil die Protestanten den sacramentalen Charakter der Ehe preisgegeben und weil sie keine concrete Kirche haben. Error multiplex, veritas una.

Eine dritte Frage. Es ist die Agendenfrage, die in Deutschland die Gemüther aufregt und spaltet. Die katholische Kirche hat das Princip: *lex supplicandi statuit legem credendi*. Glaube und Gebet müssen übereinstimmen.

Ganz anders zeigt sich die Sache in der evangelischen Landeskirche Preußens. Die Geschichte ist in Kürze diese: Die General-synode beschloß am 10. und 14. Nov. 1894 die Herausgabe einer neuen Agende (Rituale). Der Kaiser, dem die Beschlüsse am 18. Jänner 1895 unterbreitet wurden, genehmigte sie und verordnete kraft seiner Summepistopal-Gewalt deren Einführung. Damit war die Frage aufgeworfen: muß der functionierende Pastor an den Inhalt dieser ihm amtlich in die Hand gegebenen Agende glauben oder nicht? Diese Frage ist seitdem ein wahrer Erisapfel. Die Einen sagen: Der Liturg muß selber an das glauben, was er bei

seinen Amtshandlungen spricht; der Inhalt der Agende bildet also für ihn wesentliche Gegenstände des Glaubens. Die Anderen hingegen sagen: Mit Nichten! Der Liturg braucht an das, was er aus der Agende vorliest, gar nicht zu glauben; er ist dafür gar nicht verantwortlich; er genügt seiner Pflicht, wenn er sich auch nur äußerlich an den Wortlaut hält. Zur Partei der Ersteren gehören die Positiven, welche gewisse Glaubensartikel vor der negativen Kritik bewahren wollen. Sie erblicken in der Haltung ihrer Gegner Automatismus, Unaufrichtigkeit, Heuchelei, Komödie, Mugurenart, restrictio mentalis der ärgsten Sorte, Täuschung u. dgl. Die Partei der zweiten Anschauung, die der negativen Richtung, erklärt aber das Binden an eine Agende für eine Verletzung des protestantischen Freiheitsprincipes; für den „geisterfüllten“ Pastor gibt es keine Gebundenheit an den Buchstaben der Kirchenlehre; der Prediger kennt nur seine persönliche Ueberzeugung; ja als wissenschaftlicher Mann steht er außerhalb jeder kirchlichen Jurisdiction. Der Licenziat Schrempf unterzog in seiner „Wahrheit“ den Agendenbeschluss einer bitteren Kritik und behauptete, die preussische Kirche habe damit durch Phrasen und Unwahrheit sich an die Phrase und Unwahrheit verkauft. Diesen Standpunkt des naturnothwendigen Widerspruches, der im Princip des Protestantismus liegt, beleuchtet auch ein anderer staubaufwirbelnder Streitfall recht gut; der Fall des protestantischen Prälaten Wittich, der einem ungläubigen Predigamtscandidaten, dem Gymnasialvicar Hertlein, trotz seines Unglaubens, ja trotzdem er die ganze Religion auf einer principiell falschen Weltanschauung, auf einem Denkfehler beruhend erklärte, zugeredet hatte, Pastor zu werden, — und den nun die württembergische Schulbehörde wegen dieser seiner Unglaubenserklärung seines Schulamtes entsetzt hat.

5. Und nun noch eine vierte Frage: das Kaiser-Telegramm über die Christlich-Socialen. Dieses Telegramm ist wie eine Rakete aufgestiegen und hat eingeschlagen wie eine Bombe; es klingt kategorisch und unfehlbar wie eine definitio ex cathedra, verräth aber den starken, widerlichen Beiklang, den das Abfanzeln in einer Knabenschule hat. Man höre selber:

Berlin, Schloß, 28. II. 96.

Stöcker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesehen habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch social. Christlich-social ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unbulsamkeit, beides dem Christenthum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht. Wilhelm J. R.

Nun, Kaiser Wilhelm mag wissen, welchen Ton er als Oberhaupt der protestantischen Kirche den Pastoren gegenüber anzuschlagen habe; oder wollte er nur als Staatsoberhaupt sprechen? Auffallend kommt es uns vor, daß die Christlich-Socialen vorwiegend dem Kaiser antworten. „Langsam aber sicher — sagt Raumann — wird der Heerbann der alten Gewalten gegen uns

mobil gemacht: der conservative Bann, der Erlass des Oberkirchenrathes,¹⁾ das Telegramm des Kaisers. Die Lage, in welche wir durch diese langsame Steigerung des Mißfallens gerathen, ist keine ganz leichte. Wir treten ein für die Erhaltung des Staates und die alte staaterhaltende Partei ächtet uns; wir kämpfen für den Glauben und die Kirche warnt vor uns; wir fast allein hoffen und warten noch auf ein sociales Kaiserthum und der Kaiser nennt unsere Bewegung Unsinn. Aber gerade darum gilt es, jetzt nicht zu wanken und zu weichen . . . „Wenn der Kaiser sagt: Politik geht die Herren Pastoren gar nichts an, so wird das ein unerfüllbarer Wunsch sein so lange die Geistlichen nach der deutschen Reichsverfassung das Wahlrecht haben. Wer das Wahlrecht hat, hat auch die Pflicht, sich mit Politik zu beschäftigen. Die Grenze, bis zu welcher er es thun soll, ist zu bestimmen durch die Stimme des Gewissens und die Lage der Gemeinde. Der Geistliche soll die Bibel lesen. Da liest er von Männern, die ihrem Volk in seinen socialen und politischen Nöthen beigestanden haben. Kann ihm nun verwehrt werden, etwas von Moses, Samuel, Elias, Jesaja lernen zu wollen? Er soll Dr. Luther lesen. Da findet er, wie er an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung geschrieben hat. Soll ihm nun verwehrt sein, Luther als sein Vorbild anzusehen?“ Die Antwort also, welche aus dem christlich-socialen Lager auf das kaiserliche Telegramm hier gegeben wird, läßt an ablehnender Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Ueberdies bekommt das Kaiser-Telegramm noch ein eigenthümliches Colorit, wenn es in Beziehung zu dem Manne betrachtet wird, der dessen Veröffentlichung veranlaßt hat: auf den eisen- und geldgewaltigen Freiherrn von Stumm. Schreibt man es doch dem Gelde zu, daß dieser „Bär um die Stuhlbeine des Thrones herumspielen darf“. Wir dürfen ohne Zweifel der Fortentwicklung der gewiß sehr interessanten Frage mit Spannung entgegensehen, können aber jetzt schon die Betrachtung machen, daß bei uns Katholiken derartige Gegensätze zu den höchsten Autoritäten nicht möglich sind, nicht möglich selbst in Perioden großer geistiger Gährung. Wir haben im Papste einen ganz anderen Führer als unsere getrennten Glaubensbrüder, die nur nach Gutdünken und nach passenden Gelegenheiten sich Autoritäten wählen, um die oberste Autorität des eigenen Ichs zu stützen. Wir haben positive Glaubenssätze, welche das unerschütterliche Fundament in allen großen Fragen bilden, wo die Geister immer wieder sich zusammenfinden, wenn sie auch im Nebensächlichen noch so weit auseinander gegangen sind. Aus dem schäumenden Wogendrange der sich bekämpfenden Meinungen erhob sich noch jedesmal die reine, klare Wahrheit und führte die Einheit der Herzen bei denen herbei, die guten Willens waren. Was unwahr, was unecht, was unkatholisch,

¹⁾ S. Quartalschrift, Heft II. S. 459.

das muß sich bei uns immer ausscheiden. Lehren und führen müssen endlich doch immer nur die, welche zum Lehren und Führen den ordnungsmäßigen Beruf erhalten haben, und wer das theoretisch und praktisch anerkennt, der liefert den Beweis, daß er ein katholischer Mann und auch ein brauchbarer Mann ist. Die Gegenwart scheint das neuerdings zu zeigen. Die pädagogische Accommodation hat ihre Berechtigung, aber auch ihre Grenzen: beides lehrt uns die Kirchengeschichte. Man denke nur an den Legalienstreit, an die sonderbare Befehrungskunst Cyrus von Alexandrien und die Honoriusfrage, an die Controverse über die Malabarischen Gebräuche, an die Geschichte des Vaticanums und so manche andere historische Erscheinung. In diesen und in hundert anderen Fragen plakten die Geister aufeinander: wer aus Gott war, bestand in der Wahrheit, erwies sich in der Stunde der Entscheidung als lebendiges Glied der Kirche und zog aus dem Kampfe Nutzen; wer es nicht war, fiel wie welkes Blatt vom Baume. Selbst Cedern des Libanon brachen im Sturme. Linz, 27. Mai.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Johann G. Huber, Stadtpfarrer zu Schwanenstadt.

Zu den liebsten Partien der Weltgeschichte, die uns in den Studienjahren so viel zu schaffen machte, gehörte das Zeitalter der Kreuzzüge. Kann es doch für den Jüngling kaum einen Gegenstand geben, der so geeignet wäre, seinem Schwärmen für Ideale und seiner Vorliebe für alle Anstrengungen an Kraft und Muth reichlichen Stoff zu bieten, als gerade jene Zeit, wo die Völker des Abendlandes hingerissen wurden zu einer beispiellosen Begeisterung für die Idee der Befreiung des Morgenlandes und seiner heiligen Stätten aus der Gewalt der Ungläubigen.

Darum gehörte die Geschichtskunde von den Kreuzzügen auch zu den beliebten Gesprächsstoffen und es wußte mancher jene Begebenheiten so lebhaft zu besprechen, als wäre er selbst mit und bei gewesen; fieng einer an, die Namen der großen Männer jener Zeit zu nennen, so faßte der andere eine dieser Helden gestalten heraus, einen Gottfried von Lothringen, einen Tankred, Raimund, Boimund, oder den gewaltigen Rothbart, oder auch den hiederren Schwaben, der mit einem Hiebe den Türken gespalten und sprach von diesen Rieken mit einem Eifer, als hätte er seinen Stammbaum bis zu denselben hinauf nachzuweisen; sprach dieser von den gewaltigen Kreuzheeren, so hob jener die einzelnen Völker hervor, die am meisten dazu gestellt hatten, und gab es für den österreichischen Patriotismus ein wahres Labungsmittel, die Kunde von dem weißrothen Wappenschild zu verherrlichen, den der tugendreiche Babenberger Leopold V. erwarb, als auf den Mauern von Btologmais an seinem blutigen Waffenrocke nur mehr der Gürtelschweif weiß blieb; wußte einer gar aus Otis-Chroniken seiner Heimat zu berichten, daß der und der Rittersmann den Kreuzzug mitgemacht habe, so wurde die Phantasie anderer angeregt, in den Burgruinen ihrer Gegend nach einstigen Kreuzfahrern zu forschen, und so kam manche Behauptung zum Vorscheine, die urkundlich nicht nachzuweisen war, z. B. daß meine engere Heimat eine ansehnliche Schar Ritter und Reisiger zu den Kreuzfahrern gestellt habe, deren Thaten sehr ausschlaggebend waren, was man nur in Ansehung der allzeit bewährten Streitharkeit meiner Vorfahren gelten lassen wollte.